

Landwirtschaftl. Exkursion des Mehrererer Absolventenvereins.

(Schluß.)

Der erste Besuch am nächsten Tage galt dem Waidachbauern in Schwarz.

Eine ehrwürdige und echte Tirolergestalt stand uns in der Person des Waidachbauern gegenüber, einerseits fortschrittlich, dort wo es galt, den Boden auszunutzen, um dadurch nicht zuletzt anderen Leuten dienstbar zu sein und andererseits doch wieder 100prozentig konservativ. Wie überhaupt im ganzen Zuntale zu beobachten ist, so fand man auch diesen Betrieb in Bezug auf Viehhaltung sehr stark auf Ackerfütterbau eingestellt. Bald füttert man grünen Hafer oder grünen Roggen, jetzt kommt dann schon bald wieder der grüne Mais, dazwischen hinein spielt die Luzerne eine große Rolle, kurzum Stallfütterung steht im Vordergrund und der Weidegang steht sehr stark zurück. Das eine ist richtig, durch diesen Umstand können diese Bauern auf den Flächen mehr Vieh halten, als man das bei uns gewohnt ist und soweit es sich hier um Bauern im Tale handelt, spielt bei ihnen die Viehzucht keine so vorherrschende Rolle.

Eine gewisse Verwunderung löste beim Waidachbauern ein Kartoffelacker aus, wo man den Wert eines guten Saatgutes richtig einschätzen lernte. Bei gleicher Vorfrucht, gleichem Boden, Düngung, Anbau und Pflanze und Sorte war nämlich im Wachstum der Kartoffelstauden wie abgegrenzten ein großer Unterschied festzustellen. Die Erklärung gab uns der Waidachbauer darin, daß der schöne Teil des Kartoffelackers einem Saatgut zu verdanken sei, daß er aus den Sandböden von Pfaurling auf seine schweren Böden gebracht habe, während die schlechter stehende Ackerhälfte sein eigener Nachbau vom letzten Jahre sei. Für denjenigen, der wiederholt Kartoffeln in schweren Böden baut, spielt der Bezug des Saatgutes aus leichteren Bodenarten für den Ertrag bestimmt eine ganz bedeutende Rolle. In Bezug auf die Auswahl entsprechenden Kartoffelsaatgutes sind uns die Tiroler ganz bestimmt sehr weit voraus. Das mußten wir an Hand verschiedener anderweitig gemachten Wahrnehmungen feststellen. Der Waidachbauer ließ es sich dann nicht nehmen, daß wir bei ihm noch ein „Tiroler Bräunle“ essen mußten, wo wir nebst einer stärkenden Milch noch ein selbstgebackenes Brot versuchen durften, das aus einem Gemisch von Weizen-, Roggen- und Gerstemehl hergestellt war. Das Selbstbacken des Brotes besonders unter Anwendung von Roggenmehl ist im Tirol noch weit mehr zuhause als bei uns. Der neugebackene „Brottaggen“ ist somit den Tirolern noch weit mehr fremd.

Der nächste Besuch galt einem ausgesprochenen Kleinbauern, dem Vorsteher von Frixens. Denjenigen, die als Praktikanten vor einem Jahrzehnt bei diesem Bauern gewesen sind, mußte es auffallen, daß in baulicher Hinsicht mehreres sich geändert hat, und zwar wie wir dann erfahren konnten, durch eigene Arbeit des Bauern selbst. Interessant ist insbesondere das eine, daß in diesem Gebiet vielfach selbst die Dachziegel von den Bauern selbst hergestellt werden. Unter Verwendung eines eigenen Modells wird mit rund 1 kg. Portlandzement und dem feinen Innfund ein etwas gewölbter Dachziegel gegossen, der gleich den Falzriegeln das Verwenden von Dachschindeln erspart. Auf dem Ackerfeld konnte uns dieser Bauer einen Platz zeigen, wo er eine dreifache Nutzung wegzunehmen imstande ist. Das erste war ein Winterroggen zu Grünfütterung, das zweite war eine Einjaat von Ackerseis, in welchen gleichzeitig in entsprechender Reihenentfernung von rund 2 Metern Kürbisse gepflanzt wurden. Der Ackerseis wurde ebenfalls dann zu Futterzwecken abgemäht, die Stoppeln mit dem Hackflüg umgerissen und jetzt stehen die prächtig entwickelten Kürbisreihen auf dem Acker. Eine große Rolle spielt in diesen Gebieten auch die Grassamengewinnung, indem die einzelnen Landwirte die schönsten Stellen ihrer Kunstmähe zur Samenbildung stehen lassen, dieses Gras im Reifezustand an Garben binden, dann eine Zeit lang auf dem Felde stehen lassen und nachher ausklopfen. Dadurch sind sie in die Lage versetzt, bei neuen Wiesenanlagen nur etwas Klee zukaufen zu müssen, weil sie über den Grassamen aus eigener Produktion verfügen.

Einer kurzen Besichtigung wurden auch die Sillhöfe in Funsbruck und der Marsenerhof in Hematen unterzogen. Was diese Höfe neues geboten haben, bestand insbesondere darin, daß sie ganz auf die Erzeugung von Vorzugsmilch eingestellt sind. Die Ställe sind gleich einer Fleischhauerei an den Wänden mit „Blättele“ versehen, die Tiere werden alle zwei Monate auf Tuberkulose untersucht, die Melker haben im Stall ein Konditorgewand usw. Solche Aufwendungen sind natürlich nur in Anbetracht der Nähe der Stadt Funsbruck denkbar.

Die Fahrt führte uns weiter ins Oberinntal. Mais- und Kartoffelacker wechselten mit Getreidefeldern, Wiesen und Luzerneschlägen. Auffallen mußte das eine, daß man keine Kartoffelacker sah, in denen die Zeilen nicht in der Längsrichtung des Ackers verlaufen sind, obwohl in diesen Gebieten ebenso Kleinbauern daheim sind, wie bei uns. Eine längere Station gab es wieder im Kloster Stams, mit der ebenfalls wieder die Besichtigung des dortigen Betriebes verbunden war. Auch die Schönheiten des Klosters selbst, die von einer interessanten Geschichte zu erzählen wußten, wurden uns gezeigt.

Die letzte Besichtigungsgemeinde war Jamö bei Landeck.

Galt es doch, dort einen ehemaligen Schulkollegen, unseren Rupert Unselk aufzusuchen, der im dortigen Kloster Jamö Verwalter ist. Wir kamen gerade recht, um einen Akt der neuesten Güllebereitung mitanzusehen. Der Hochdruck der Wasserleitung war nämlich auf das Kolkager ge-

richtet, das oberhalb des Güllelastens angebracht war. Eine Lunapumpe sorgte zudem noch für einen guten Kreislauf der im Werden begriffenen „Bschütte“. Auf diese Art und Weise wird es einem Betriebe möglich, zu einem Zeitpunkt, wo der Güllebedarf sehr groß ist, durch eigens gesammelten Kot, ohne einen abnormal großen Sandlasten zu besitzen, große Güllemengen auf das Feld bringen zu können. Man wird einwenden, man habe dann weniger und keinen so guten Mist, aber auf der anderen Seite besteht halt doch die Tatsache, daß bei dieser Gülleerzeugung vom angefallenen Kot weniger Düngstoffe verloren gehen.

Der Besuch in Jamö bot dann aber auch besonders von tierzüchterischem Standpunkte aus noch sehr viel Interessantes durch Besichtigung der Haslinger Pferdezeitung. Wie wir uns selbst überzeugen konnten, stehen dort die schönsten Haslingerhengste, die in einem weiten Umkreis zu finden sein dürften. Die Haslingerpferde sind bekanntlich etwas leichter als unsere Noriker, aber nach Aussage erfahrener Leute trotz der größeren Genügsamkeit im Zuge den Norikern ebenbürtig und ausdauernder. Es wird in der Tierzuchttheorie gern die Behauptung aufgestellt, daß Größe und Wüchsigkeit einer Rasse in erster Linie Rassen-eigenschaft sei. Die Besichtigung dieses Tiroler Haslingerzuchtgebietes hat aber gezeigt, daß durch andauernde bessere Haltung auch an dieser, an und für sich leichteren Rasse eine größere Wüchsigkeit sich einstellte. Die gleiche Wahrnehmung kann im Oberinntal auch beim Vieh gemacht werden, indem das Oberinntaler Vieh im Talgebiete zufolge der besseren Haltung durchwegs schwerer ist als in ausgesprochenen Gebirgsgemeinden.

Vor Aufbruch über den Arlberg galt es noch, dem Herrn Nationalrat und ehemaligen Landwirtschaftsminister Haueis einen freundschaftlichen Besuch abzustatten und nachher ging's wieder, vom Wetter begünstigt, der engeren Heimat, dem Ländle zu.

Das eine wird man den Tirolern lassen müssen, daß sie insbesondere in Talgebieten den Boden weit besser ausnützen, als wir. Daß z. B. hart an der Bundesstraße auf einem fast ebenen Gelände Magerweiden in großem Umfange vorhanden sind, wie es die Fahrteilnehmer zuerst in Braz wieder zu Gesicht bekamen, das hat man im Tirol nicht gesehen, ganz abgesehen von dem extensiv benutzten Gemeinheitsweiden des Walgaues oder von den teilweise leicht kultivierbaren Streuböden des Rheintales. Die Tiroler haben eben keine Industriekonjunktur mitgemacht, wie wir, und sind deshalb mit dem Boden verbundener geblieben. Es geht ihnen als Bauern besonders in höheren Lagen auch alles eher als gut, wir konnten uns davon hinreichend selbst überzeugen, aber an der bäuerlichen Berufsfreude, an einem gewissen Berufsstolz, der sie so fest mit der Heimat und der Geschichte ihres Landes verbindet, haben sie nicht markten lassen. Das muß uns ein Ansporn zu neuem bäuerlichen Eifer sein.

H. J.

Was geht in Jugoslabien vor?

Mit fliegenden Fahnen sind Kroaten und Slovenen nach dem Zusammenbruche mit den Serben zusammen in den südslavischen Staat eingetreten und haben das Königreich SHS. gebildet. Die Ernüchterung ist bald gekommen; Kroaten und Slovenen wurden vom Herrenvolk der Serben nicht als gleichberechtigte Brüder angesehen, sondern bekamen sehr bald die Krone des Belgrader Regimes zu spüren. 1929 hatte König Alexander, zweifellos eines der geschicktesten und tatkräftigsten Staatsoberhäupter der Jetztzeit, die Verfassung gestürzt und aus dem „drei-einigen Königreiche“ der Serben, Kroaten und Slovenen den zentralistischen Einheitsstaat „Jugoslabien“ geschaffen. Jedes öffentliche selbständige Denken der Kroaten und Slovenen hörte auf, alle Macht lag in den Händen des Königs und seiner aus chauvinistischen Serben gebildeten Regierung.

Das ging eine Zeitspanne, die Westwirtschaftskrise durchdrastete aber auch den jugoslabischen Staat und es zeigte sich, daß die Regierungsmänner in Belgrad unvernünftig waren, dagegen aufzukommen. Die offene Diktatur wurde wieder beseitigt und Stupjytina-(Parlaments-)wahlen ausgeschrieben; die Abgeordneten freilich wurden unter dem Druck der serbischen Polizei gewählt. Und trotzdem ist jetzt die Regierung Marinkovic zurückgetreten, das Parlament war mit dem Kurs unzufrieden und begann — wenn auch höflich — zu meutern. Es gärt im Staate. Kroaten und Slovenen streben vor wenigen Jahren noch nichts anderes an als eine Verfassungsänderung, sie verlangten Verwaltungsautonomie innerhalb der Staatseinheit. Heute wird nicht nur die Belgrader Diktatur bis auf Messer bekämpft, heute wird der südslavische Staat selbst von der Opposition verneint; in Kroatien offen, in Slovenen etwas versteckt. Kenner der Verhältnisse meinen, die Zustände in Jugoslabien ähneln jenen in Spanien nach dem Sturze Primo de Riveras.

Aber nicht nur, daß Kroaten und Slovenen einen Kampf um die Befreiung aus serbischer Vormacht führen; auch im eigentlichen Serbien sammelt sich sozialer und innerpolitischer Händstoss an. Der Polizeistaat ist verhaßt, denn niemand ist vor der Verhaftung sicher. Die serbische Bauernpartei wird immer mächtiger, jene Partei, die vor dem Königsschloße in Topola demonstrierte. Bauernnot und Arbeitslosigkeit sind groß. Noch gefährlicher wird die Lage, weil die Unzufriedenheit auch auf das Heer übergreift; gar manche Offiziere schließen sich der revolutionären Bewegung an. In zahlreichen Garnisonen kam es zu aufsehenerregenden Verhaftungen. Man hört davon, daß die Organisation der „Schwarzen Hand“ ihren Kampf gegen die herrschende Clique bis zum Messer auszukämpfen gesonnen ist.

Inmitten dieser verschiedenen Richtungen steht der König, der nicht mehr weiß, wem er trauen darf. Die chauvinistischen Kreise (unter Chauvinismus — sprich: Schowinismus — versteht man die überspannte, krieglustige Ba-

terlandsiebe. K.), die sich heute noch um den König scharen, dienen nicht dem König, sondern einzig der großserbischen Idee. Handelt der König nicht ihren Wünschen entsprechend, so sind sie bereit, ihn sogleich fallen zu lassen.

König Alexander versuchte mit der Opposition in Zügelung zu treten und hat dieser vollkommen freie Wahlen angeboten unter der Bedingung, daß das neue Parlament über die Tätigkeit der vergangenen Diktatur zur Tagesordnung übergehe. Die Opposition hat dies abgelehnt und folgende Gegenbedingung aufgestellt: Es muß eine verfassunggebende Nationalversammlung einberufen werden, die souverän über alle Fragen der Staatsform und Staatsgliederung entscheiden kann. Der König bezeugte diese Forderung als undurchführbar und berief, als Antwort, die fünf Korpskommandanten des Reiches zu sich; man glaubt, dies sei der Anfang einer neuen Militärdiktatur.

Die großserbischen Kreise sind derzeit damit beschäftigt, ungezügelt das zu schüren und appellieren an den wilden Instinkt der serbischen Bevölkerung. In der Presse heben sie gegen Italien, Oesterreich, Ungarn und Bulgarien; diese Staaten werden beschuldigt, eine Verschwörung gegen den jugoslabischen Staat angezettelt zu haben. „Aber Serbiens Soldaten“, so schreibt das Belgrader Tagblatt „Breme“, „sind bereit, eigenes und fremdes Blut zu vergießen. Morgen schon können drei Millionen Kämpfer bereitstehen; Serbien habe bereits drei Kaiserreiche zertrümmert, es werde auch seine neuen Feinde hinwegjagen; die inneren und die äußeren.“

Man erwartet neue Gewalttaten. Jede Gegenmeinung wird von Regierung und Polizei unterdrückt; das Abhalten von Versammlungen ist verboten. Gegen Zuwiderhandlung geht die Polizei mit brutaler Gewalt vor. Der kroatische Abgeordnete Mistic, ein Regierungsabgeordneter, hat in der Stupjytina folgende Anfrage eingebracht: „Die Zeiten der grauenhaften Proskription lehren für unser unglückliches Land wieder. In der Hand der durch die Regierung genehmigten Organisation „Novi Polzet“ (Neue Bund) befindet sich eine Liste, welche die Namen von 27 proskribierten (d. h.: die verbannt, bzw. ermordet werden sollen), politischen Persönlichkeiten in Agram enthält. Dieses Dokument enthält auch genaue Anweisungen für die Ausführung einer blutigen Bartholomäusnacht.“ (In dieser Nacht vom 23. auf 24. Aug. 1572 wurden anlässlich einer fürstlichen Hochzeitsfeier viele Pariser Hugonotten — Protestanten — niedergemetzelt. K.)

Wer durch diese Sätze noch nicht davon überzeugt wurde, daß Serbien blutigen Ereignissen entgegensteht, der wird die Gefahr der kommenden Entwicklung ermessen können, wenn man den Artikel des berühmten Komitadschifführers Vojvoda Kosta Pecanac widerlegt. Dieser gefährliche Terroristenhäuptling, der mit seinen irregulären Truppen ganze Landstriche in Schrecken versetzen kann, schrieb dieser Tage in der „Breme“: „Wir werden eine eiserne Garde bilden.“ Wozu wohl? Er spricht von Bomben, die in Wien, Rom, Dönnest und Sofia explodieren können. Er prahlt: „Es ist bekannt, daß wir zu allen Missetaten fähig sind. Als dem kleinen Serbien ein Unrecht geschah, stolperte die ganze Welt darüber. Auch jetzt würde, wenn uns Unrecht geschieht, wieder die ganze Welt stolpern.“ Man kann sich nach diesen Äußerungen auf manches gefaßt machen.

Das Land liegt im Fiebersehauern. Strengste Zensur läßt nur das über die Grenze, was der Regierung in Belgrad genehm ist. Und doch ist das Grollen starken Unwillens vernehmbar.

Uberglaube und Gespenster in Sowjetrußland.

Der Klang der Kirchenglocken über dem gloden- und kirchentreichen Rußland ist längst verstummt. In fürchterlicher Erde und Stille breitet sich das unermeßliche weite Land, aus dem man Gott vertrieben hat. An seine Stelle sind Götzen und Dämonen eingelehrt und treiben ihr Unwesen mit den verlassenen lurchgerüttelten Seelen des Volkes. Unheimlich lauten allenthalben die Nachrichten über den zunehmenden Aberglauben in Sowjetrußland.

Vor allem entwickelt sich ein wahrer Götzenkult vor der Maschine. Bekanntlich werden die aus den zerstörten Kathedralen und Klöstern geraubten Götzen zu Industriematerial, Maschinen usw. umgepflegt. Die kommunistischen Arbeiter zollen, wenn man französischen Berichten glauben darf, ihren Maschinen eine förmliche Anbetung, schmücken sie mit Bändern, flehen sie um ihre Guld und gütliche Ertrag der Arbeit an. In einer Leningrader Fabrik waren nachträglich mehrere Arbeiter durch einen mangelhaft gebauten Transformator verunglückt. Der Fehler trat nicht gleich zutage. Da wurden von den Arbeitskollegen vor der Maschine Kerzen angezündet, Blumen und Bilder aufgestellt, nicht etwa zum Seelentrost der Verunglückten, sondern um „Väterchen Maschine“ in eine gnädige Stimmung zu versetzen. „Es ist besser, sie beten zu den Niemen als zum heiligen Sergius oder zur heiligen Anastasia“, sagten die Aufseher. Viele Arbeiter tragen Bildchen von der Maschine, an der sie beschäftigt sind, um den Hals oder lassen sie in die Haut des Armes eintätowieren.

In Städten und Dörfern wuchert die Wahrsagerei, Gesundbeterei und dgl. ärger als je. Die Geistlichen, die ja auch in vielen Dingen weltliche Ratgeber waren und die Volksseele verstanden, sind vertrieben oder ermordet. Die Sowjetlehrer und Ärzte vermögen, gottlos und zynisch, wie sie so häufig sind, kein Vertrauen zu erlangen. Es wimmelt von Wahrsagern und Wahrsagerinnen, die je nach Geschmac oder zu erwartender Belohnung den Weltuntergang oder die Ausdehnung des Bolschewismus über die ganze Welt aus Karten oder Teesatz prophezeien. In Moskau und Leningrad gibt es, von den Behörden verfolgt, aber nicht gänzlich ausgerottet, spiritistische und okkultistische Zirkel. So viele in Rußland haben ihre Verwandten und Freunde in grausamer Weise verloren, daß sie mit ihnen nun auf diesem Wege wieder in Verbindung zu-